

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 120

Posen, den 28. Mai 1929

3. Jahrg.

Der Mann seiner Frau.

Die Geschichte einer jungen Ehe.

Von Otto Krad.

17 (Fortsetzung).

(Nachdruck verboten.)

Auch Steffen konnte nichts dagegen sagen — nein. Ein wahres Kunstwerk. Ganz gewiß. Vollendet in seiner Art. Das Gebäude selbst wie das Innere. Jeder Raum ein Ganzes für sich und doch wieder Teil eines Ganzen. Wände, Möbel, Teppiche, Vorhänge, Beleuchtung — alles bis aufs feinste, aufs kleinste abgestimmt. Wie eine Mustereinrichtung. Zu viel Kunst und zu wenig Natur, wollte ihm scheinen. Nicht einfach genug. Aber er selbst war vielleicht zu einfach, zu gesund. —

Aber froh war er, von Herzen froh, atmete wahrhaft auf, als alles vorüber, alles fertig und vollendet war. Endlich — endlich — endlich! Denn es hatte Zeit gekostet — viel kostbare Zeit, die er seinen Arbeiten, seinem Beruf entziehen mußte. Nicht immer konnte er in der Stadt zurückbleiben, seine Frau allein hinausfahren lassen. — Oft genug — öfter als ihm lieb war — mußte er mit, seine Ansicht abgeben, ein kräftiges Wort reden — denn sie war eine Frau, die man nicht hörte, der man nicht folgen wollte. Und sie hat, bis er nachgab, nur das Nötigste erledigt und das andere auf den nächsten Tag schob.

Aber gut, dienlich war es nicht. Er mußte sich teilen, sich zerplittern. Er versäumte manche Sprechstunde, manchen Besuch, ließ Leute warten, die nicht warten konnten oder wollten, sich anderswo Rat und Hilfe holten und sich nicht wieder sehen ließen, ihm verloren waren. Ein Arzt, der in der angesehnten Sprechstunde nicht anwesend war? Der nicht kam, wenn man ihn rief? Überhaupt nicht zu erreichen war —? So litt sein Ruf, mußte sein Ruf leiden.

Das empfand er selbst, fühlte und merkte es. Aber es war doch nicht zu ändern — hatte einmal angefangen und mußte durchgeführt werden.

Wenn's nur nicht so fortging —! Wenn's damit nur ein Ende hatte — ein Ende für immer! Wenn ihr schöner Besitz ihn nur nicht zu sehr ablenkte, zu sehr in Anspruch nahm, Erika nicht verlangte, daß er sich ihrem Eigentum mehr widmete als seine Pflichten erlaubten —!

Was dann —? Was dann —?

Daran mochte er nicht denken und mußte doch immer wieder daran denken. Ihm war, als ob er etwas kommen, etwas nahen sah, das er nicht geahnt, nicht erwartet hatte — ein Unheil — ein Unglück, das er nicht abwenden konnte.

6.

Auch der neuen Oper wurde kein Glück geweissagt, keine Zukunft, keine lange Lebensdauer zugesprochen. Einen oder zwei Monate. Vielleicht eine Spielzeit, einen Winter. Und dann Schluß — adel! Ein Unternehmen wie alle anderen. Keine großen Kräfte, keine ersten Namen, die alle Welt nannte, keine „Sterne“, die zogen — nein, eine Schar Künstler, bunt zusammengewürfelt, von hier und dort hergerufen, wenig bekannte oder ganz unbekannt Leute, von denen man nichts wußte. Und das in Berlin? Einfach lächerlich —! So sagte man, hörte man — die alten Antennrufe.

Aber nein —! Diesmal täuschte man sich, wurde bald eines Besseren belehrt. Das Haus wurde eröffnet — ohne große Feierlichkeit, ohne Prunk und Lamtam. Ein paar schlichte

kurze Worte des Direktors, und die Musik setzte ein. Eine gute Kapelle. Der Vorhang rauschte auf. Eindringliche, stimmungsvolle Bühnenbilder. Ein lebendiges Zusammenspiel. Manche schöne Stimme, die man zum erstenmal hörte. Und überall eine starke Hand fühlbar, die alles zusammenhielt, ein feuriger Geist, der alles belebte und beseeelte.

Für den Anfang — alle Achtung! Man nickte — na ja — war zufrieden, sogar die Presse. Ein gutes, gesundes, notwendiges Unternehmen. Also —! Berlin war gewonnen.

Aber der Direktor ließ sich nicht irre machen, ruhte nicht auf den sauer gewonnenen Lorbeeren, arbeitete rastlos, unermülich weiter, ging gerade, rücksichtslos seinen Weg, schob den einen bei Seite, hob den anderen in die Höhe. Manche Hoffnung wurde geknickt, manches Ringen belohnt. Ziel der eine aus dem Licht ins Dunkel zurück, stieg die andere aus dem Dunkel ans Licht.

So eine junge Russin, bis dahin ungenannt und unbekannt, eine blasser, dunkle Schönheit, die der neue Herr sich aus Warschau geholt hatte. Eine weiche, warme Stimme, die den großen Raum bis in die fernsten Winkel füllte. Ein Abend, und sie war gemacht, war am anderen Morgen eine Berühmtheit.

Nicht so das junge Ehepaar. Werner und Sibylle.

Der Direktor hatte sein Wort gehalten, hatte es versucht, sie herauszustellen — alle beide. Aber es ging nicht. Werner hatte nicht das innere Feuer, den Schwung, die Kraft, die ein ganzes Orchester mitreißt, und Sibylle noch kein rechtes „Repertoire“, beherrschte noch keine erste Rolle. Rein — größeren Aufgaben waren sie nicht gewachsen — oder noch nicht. Waren beide vielleicht noch zu jung, zu unsicher. Vielleicht später. Also Geduld und ausharren —! Und arbeiten, rastlos arbeiten und vorwärtsstreben —!

Werner zuckte die Achseln, war gekränkt, zog sich zurück. Was will der Mann, man fällt doch nicht als Meister vom Himmel! Man muß doch anfangen, sich gewöhnen, sich einleben. Aber das ist ihm zu unbequem, macht ihm zu viel Umstände, er gibt sich keine Mühe. Ein paar Versuche — und er verliert die Geduld. Ein grober, schroffer, schrecklicher Mensch —!

Aber Sibylle dachte anders, gab es zu, sah alles ein. Ja, der Mann hat Recht! So ist's auch — mit Werner und mit mir! Werner ist weich und gefühlvoll wie seine Musik, seine Fieder — viel zu weich für einen Dirigenten, der seine Kapelle anfeuern, entflammen und mitreißen muß. Und ich —? Ja, ich bin noch nichts, bin eine Anfängerin, kann mich mit der Russin nicht messen und vergleichen, muß lernen — lernen — lernen! Aber das will ich auch — ich werde lernen, nicht nachlassen, bis ich meine Stimme beherrsche, bis ich meine Mittel in der Hand habe —. Und dann — und dann —!

Ihr war's kein Tadel, der sie mutlos machte, kein Hemmnis, das sie abschreckte. Im Gegenteil. Eine gute Lehre, die sie sich zu Herzen nahm, ein Sporn, der sie antrieb. Und fiebernd ging sie ans Werk, nahm ihre Stunden wieder auf, lebte ganz ihrer Kunst, ging auf im Gesang.

Wenn sie an ihrem Mann nur einen Kameraden, einen Förderer gehabt hätte, der ihr zur Seite stand, ihr weiter half. War er nicht wie geschaffen dazu? Er als Kenner? Als ausübender Künstler? Wie geschaffen dazu, mit ihr zu lernen, zu studieren, Rollen durchzugehen? Er tat's ja auch, wenn sie ihn bat, setzte sich ans Klavier, begleitete sie, machte sie auf dies und jenes aufmerksam. Aber mehr ihr zu Gefallen — das fühlte sie — als aus innerem Drang und Bedürfnis. Ohne den rechten Eifer, die rechte Wärme. Er war gleich mutlos, verzagt, als er nicht beim ersten Anlauf sein

Ziel erreichte, als man ihn nach bei Seite schob, ihn fast unbeschäftigt ließ. Hatte nicht die Kraft, vielleicht auch nicht die Rücksichtslosigkeit, sich durchzusetzen, die Ellenbogen zu gebrauchen. Ging umher, gedrückt, niedergeschlagen, summt vor sich hin und verträdelte die Zeit. Selten, daß er ernstlich arbeitete. Und die Oper, an der er schrieb —? Wann wurde sie fertig —? Wohl in aller Ewigkeit nicht.

Und diese Mutlosigkeit und Schlawheit, diese müde, trübe Stimmung, die um sie war, tagtäglich, von morgens bis abends, griff manchmal auch auf sie über, drückte auch sie nieder. Wie eine heimliche Ansteckung, die sie, befiel, gegen die sie sich nicht wehren konnte. Trotz ihrer Widerstandsfähigkeit, ihrer Zähigkeit und Hingabe an ihre Kunst.

Und in diesen Stunden der Schwäche, der Ohnmacht stieg es in ihr auf wie Reue, wie heimliches Bedauern über das, was sie getan hatte.

Warum war sie nicht für sich geblieben —? Allein und frei —? Wäre es nicht besser gewesen für sie und ihr Fortkommen? Sie hätte sich durchgerungen — ganz gewiß — trotz Armut und Not — nein, gerade durch Armut und Not, denn das waren nur die Feinde der Schwachen und Halben, den Starken waren es Freunde und Helfer! Aber diese Zufriedenheit, dies Wohlleben, diese Satttheit — das lähmte die Schwingen, erschlaffte, entkräftete, schläferete ein, dämpfte das Feuer, daß es schließlich erstarrte und erlosch.

Und wenn's ihr zuviel wurde, wenn sie nicht mehr an sich halten konnte, dann brach es hervor, mit plötzlicher unheimlicher Gewalt, und ihr Mann mußte es hören: Warum hast du mich nicht in Frieden gelassen? Warum bist du immer wieder gekommen und hast mich aus meiner Bahn gerissen? War ich nicht zufrieden, ganz froh? Wollt' ich's denn anders? Nein, nein! Oft genug hab' ich's dir gesagt —? Was hab' ich jetzt? Was bin ich jetzt? So gut wie nichts. Beiseite stehen muß ich, zusehen, wie andere mich überholen, in die Höhe kommen! Und warum —? Weil ich nicht genug kann, weil es zu früh für mich ist — jawohl! Es ist doch wahr, ich weiß es. — Und das ist deine Schuld — deine Schuld ganz allein —!

Und während sie vor ihm stand, vor ihm auf- und abging, durch das Zimmer lief, mit kleinen, hastigen Schritten, voll Erregung, voll Galle und Zorn, mit funkelnden Augen, und sich Luft machte, saß er ruhig, still, ergeben da, zusammengefunken in seinem tiefen Ledersessel, hatte kein Wort der Entgegnung, sprang nicht auf und gebot ihr Schweigen — nur die dunklen Augen sahen traurig aus dem blassen, edigen Künstlergesicht, irrten traurig zu ihr hinüber.



Und dann tat es ihr weh, hatte sie Mitleid, kam zu ihm, bat um Entschuldigung und strich ihm verträglich über das dicke, weiche Haar. Und er nahm ihre Hand, hielt sie fest und küßte sie. Und war froh, sprach nicht mehr davon, dachte nicht mehr daran. Alles war vorüber, meinte er, war wieder gut.

Aber es war nicht vorüber, war nicht gut —!

Was nützte es, daß er ihr keinen Wunsch unerfüllt ließ, alles tat, was er ihr an den Augen ablesen konnte? Daß er sie mit Geschenken überhäufte, das Beste und Schönste auf der Welt ihm für sie gerade gut genug war? Daß er für ihre Mutter sorgte, sie von der Bühne wegnahm —? Daß er ihrem Bruder half, ihn in eine gute Schauspielschule schickte, damit er erst etwas Tüchtiges lernte —? Was half das alles —? — Sie war ihm dankbar, freute sich auch — ja — aber im Grunde —? Pah, was lag ihr an allem Tand und Glitter! An schönen Kleidern, an Gold und Edelsteinen!

Nichts — gar nichts —!

Und damit glaubte er sie zufrieden, wunschlos glücklich —? Ach, daß er sie nicht verstand! Sie nicht kannte! Nicht ahnte, was in ihr vorging —!

Wenn er doch einmal aufgestanden wäre, ihr den Mann gezeigt hätte! Hätte sie doch einmal den Herrn gefühlt, den Stärkeren, den Sieger, der sie meisterte in lachender, überlegener Kraft! Hätte er sie nur einmal in die Arme genommen, an sich gerissen, daß sie wehrlos wurde, ein schwaches Weib, und verging in seiner Liebe, in seinen Küssen . . .!

Aber er, immer weich und zart, ewig voller Rücksichten, wie in steter Angst, wagte sie kaum zu berühren, verehrte sie, betete sie an — wie ein Götterbild, wie ein lebloses Steinbild.

Und in ihr ein Glühen und Brennen, das sie nicht dämpfen, nicht erlösen konnte. Ein Singen im Blut. Ein Hämmern in den Schläfen. Ein heißes Fieber in den Gliedern, daß sie keine Ruhe fand. Und sie lag mit wachen Sinnen, vergrub den Kopf in die Kissen, schloß mit Gewalt die Augen. Und im Halbschlaf wirre, wilde Träume, daß sie aufuhr, erschreckt, verkört . . .

Und sie litt es, trug es, wehrte sich — ein Jahr — zwei Jahre — drei Jahre — —

Bis es über sie kam, sie ergriff und packte, mitriß wie ein Wirbelwind — wie ein wilder Sturm, dessen Gewalt allmächtig ist, unwiderstehlich. —

Es war zu Ende der Spielzeit. Gleich nach Loresschluß. Alles ging auseinander, das ganze Bühnenvolk, hiezhin und dorthin, in die Bäder, die Berge, die Heimat oder auf Gastspiel.

Berner war hinausgefahren. Gleich am Vormittag. Hinaus nach ihrem Landhaus, wo sie den Sommer zubrachten. Wollte noch einmal nach dem Rechten sehen, ob alles in Ordnung war, und am selben Abend zurücksein. Während Sibylle in der Stadt zurückblieb, die Sachen packen ließ, alles bereit machte, daß sie sofort übersiedeln konnten. Womöglich am nächsten Tag.

Als er heimkam, war es ziemlich spät, gegen neun Uhr. — Er schloß die Eingangstür auf, legte seine Sachen auf der Diele ab — alles wie gewöhnlich — trat ins Zimmer seiner Frau, sie zu begrüßen. Wie immer sein erster Gang. Aber alles dunkel. Er griff an die Wand — ein Knack, und der Raum war taghell. Er sah sich um —

Sie war nicht da.

Nun gut. Vielleicht nebenan bei ihm. Er öffnete die Tür, drehte das Licht auf, warf einen Blick in sein Zimmer.

Sie war nicht da.

Vielleicht saß sie schon bei Tisch. Ihr war die Zeit lang geworden, sie war hungrig geworden, hatte auftragen lassen. Er wandte sich um, trat ins Esszimmer. Auch das dunkel. Die Birnen glühten auf. Alles wie sonst. In der Mitte der runde Tisch. Darauf zwei Gedede. Teller. Messer. Gabel. Eine Flasche Wein. Zwei Gläser. Aber alles unberührt.

Sie war nicht da.

Sonderbar. —

War sie noch beim Paden —? Hinten im Schlafzimmer —? Ja, wo denn sonst —? Er ließ das Licht brennen, trat auf den langen hinteren Gang, klinkte die Tür auf, machte Licht. Da standen die beiden dunkelroten Mahagonibetten. Mit dem weißen, glänzenden Leinen. Die Daunendecken zurückgeschlagen. Und da die Kleiderschränke. Da die Waschtische — Sie war nicht da.

Nebenan ihr Ankleideraum. Ihr eigenstes Reich. Hell, freundlich, licht.

Sie war nicht da.

Sonderbar — mehr als sonderbar — —

(Fortsetzung folgt.)

Auf dem Dache.

Dieses ist die Geschichte von einem Dachdecker, der den Auf-
trag erhalten hatte, das schadhaft gewordene Dach einer Irren-
anstalt auszubessern.

Der Dachdecker war mitten in seiner Arbeit, als aus einer
Dachlücke ein Mann in Anstaltskleidern hervortrat und ihn durch
Handwinken begrüßte. Der Fremde lachte den Dachdecker an und
rief schon von weitem: „Ich will dir ein wenig helfen, Kollege!“

Der Dachdecker war über dieses lebenswürdige Anerbieten
nicht gerade sehr erfreut. Mit Besorgnis sah er den Kranken das
steile Dach emporklettern, bis er den First erreichte und sich dicht
vor dem Handwerker aufrichtete. Der Fremde verneigte sich:
„Baron Konterbas ist mein Name.“ „Jönsson aus Fagerhult,“
stellte sich seinerseits der Dachdecker höflich vor.

„Ich störe doch nicht?“

„Ne,“ sagte Jönsson und machte eine Handbewegung, die
zum Platznehmen einlud.

„Wird mir ein Vergnügen sein,“ dankte der Fremde, spreizte
die Beine und glitt auf den First, geschickt, als sei er an ein der-
artiges Terrain gewohnt.

Der Dachdecker schaute ihm ins Gesicht und bemerkte, daß
der Kranke in einer sehr behaglichen Stimmung dasaß. Er
schaute über die Dächer, und es schien ihm hier oben gut zu be-
hagen. Nach einer Weile griff er in die leere Tasche seiner An-
staltskleidung und sagte: „Zigarette gefällig . . . wie? Nicht-
raucher?“ Bei diesen Worten zuckte sein Antlitz, und es war, als
gleite ein Schatten über sein Gesicht. Er schwankte ein wenig,
so daß Jönsson sagen mußte: „Herr Baron müssen sich gut fest-
halten.“

Gereizt antwortete der Fremde: „Wenn ich sündige, sündige
ich für mich, Herr Pastor. Die Propheten haben mir nichts zu
sagen . . . und Sie, Herr Pastor, sollten sich was schämen.“

„Ich meinte nur so,“ wagte der Dachdecker zu antworten.

„Ihr versteht mich alle nicht! — Hoppla, das Leben ist schön!
Wie denken Sie, verehrter Kollege, über den Sport? . . . Eine
Sprungschanze, dieses hier . . . Weltrekord . . . ha! Meister,
lassen Sie uns da hinunterspringen.“

Der Handwerker sah in die glühenden Augen des Kranken
und zog sich unwillkürlich zurück. Der Fremde schrie auf: „Was,
du willst nicht? Du trittst die Ehre des Vaterlandes mit Füßen
. . . komm jetzt, zieh dich aus, Maria . . . wir springen zusammen
vom Dach . . . vom Dach der Welt . . . Achtung, Großaufnahme
. . . Blicke dich . . . hurra!“

Der Dachdecker war noch ein Stück abgerückt und hatte am
äußersten Ende des Firstes.

Der andere lachte: „Aber zier dich doch nicht . . . eins . . .
zwei.“

Ruhig sagte der Handwerker, indem er dem Fremden die
Hand auf die Schulter legte, seine Worte kamen flehend hervor:
„Komm, Kamerad, laß uns nach Hause gehen. Die Arbeit ist
fertig, Feierabend, das Essen wartet.“

Der Wahnsinnige stierte ihn groß an und riß die Hände auf:
„Was, du willst fortlaufen . . . Maria, du Tier . . . du schönes,
liebes Tier . . . ha, aber jetzt springen wir, wir beide, du und ich
. . . hopp!“

Bei diesen Worten griff der Kranke nach Jönssens Rock und
versuchte ihn vom First zu zerrn. Jönsson wehrte sich verzwei-
felt. Der Fremde hatte sein Handgelenk ergriffen und Jönsson
merkte, daß er über unheimliche Kräfte verfügte. Mit einem
Futztritt hätte er ihn vielleicht hinabstoßen können, aber das
wollte Jönsson nicht.

Nun war der Kranke ein wenig hinabgerutscht und drohte
hinabzufallen. Er hielt sich mit den Zähnen am Randsaum.
Jönsson krallte sich ins Dach und riß einige Ziegel aus. Er
drohte das Gleichgewicht zu verlieren und fühlte, daß er diesem
Zerren nicht lange standhalten könne. Aber so gefährlich seine
Lage auch war, verließ die Arche ihn keinen Augenblick. Er
dachte nach und grübelte, wie er sich wohl aus dieser Lage be-
freien könnte.

Er machte einen Versuch, an dem Wahnsinnigen vorbeizu-
kommen, und die Luke zu erreichen. Aber dieser folgte ihm so
schnell, ließ keinen Augenblick ab von seinem Opfer und schrie
in einem fort: „Es geschähen Zeichen und Wunder, wir werden
vom Dach springen . . . das größte Wunder des Jahrhunderts.“

Und wieder warf er sich über den Dachdecker und suchte ihn
zu wirgen. Da kam dem Bedrängten ein Einfall.

„Was sagst du, Wunder, das ist kein Wunder und keine
Kunst, von einem Dach zu springen. Das mache ich jeden Tag.
Das haben Tausende vor mir getan, und manche sind sogar gut
angekommen.“

„Richtig, richtig . . . hi, hi!“ schmunzelte der Kranke.

„Ich will dir aber einen guten Vorschlag machen.“

„Wie bitte?“

„Glaubst du, ich kann auf das Dach hinaufspringen?“

„Großartig!“

„Ich gehe jetzt auf den Hof, und wenn du bis drei zählst,
mache ich einen gewaltigen Sprung und sitze wieder neben dir.“

„Brillant!“ Der Kranke klatschte in die Hände. Er gab
den Dachdecker frei, setzte sich auf das Dach, so daß er sich gegen
den Schornstein lehnen konnte, und wartete auf das Mizakel.

das sich nun abspielen sollte. Sein Antlitz war wieder ganz
ruhig und heiter.

Der Dachdecker wischte sich mit dem zeretzten Ärmel über
die feuchte Stirn und verschwand in der Luke.

Der Fremde saß und tat, als rauche er eine Zigarette. Er
wartete. Als ihm das Warten zu lange dauerte, begann er zu
singen. Er sang den Choral: „Nun danket alle Gott!“

Er saß so lange, bis sie ihn vom Dache abholen wollten.
Da erst ging er aufrecht bis an das äußerste Ende des Firstes
und sprang hinab.

Walter Gries.

Emil Jannings auf Besuch in Deutschland.

Nach zweieinhalbjähriger Abwesenheit aus Deutschland,
nach zweieinhalb Jahren ununterbrochener Filmarbeit, die
ihm den Ehrentitel des größten Filmschauspielers der Welt
eingetragen hat, kommt Emil Jannings auf einige Mo-
nate zu Besuch nach Deutschland. Jannings trifft am 14.
Mai in Cuxhaven ein. Am 15. Mai geht die Fahrt nach
Berlin, von wo aus Jannings voraussichtlich eine Reihe der
wichtigsten europäischen Städte besuchen wird. Anschließend
daran begibt sich der Künstler zu einem Kuraufenthalt nach
Bad Gastein, um vor-
ausichtlich im August
die Rückreise nach Ame-
rika anzutreten.

B. P. Schulberg,
der Produktionsleiter
der Paramount-Studios
in Hollywood, äußert sich
zu der Reise des Künst-
lers: „Emil Jannings
braucht Erholung. Von
dem Augenblick an, in
dem er den Zug in Hol-
lywood verließ, hat er
seine ganze Persönlich-
keit für seine Filmarbeit
eingesetzt und sechs Film-
werke geschaffen, die zu
den größten schauspiele-
rischen Leistungen gehö-
ren und Jannings' Ruhm
als beispiellosen Men-
schendarsteller fest be-
gründet haben.“ Diese
sechs Filme, die Jannings
in Amerika spielte, sind
„Der Weg allen Fleisches“, „Sein
lehter Befehl“, „Der König von Soho“, „Der Pa-
triot“, „Sünden der Väter“ und „Verrat“. Die Re-
gisseure dieser Filme tragen die besten Namen: Victor
Fleming, Josef von Sternberg, Mauritz Stiller, Ernst
Lubitsch, Ludwig Berger und Lewis Milestone. Nun
geht also die Sehnsucht Emil Jannings' endlich in Er-
füllung. Denn Jannings hat, wie er selbst zugibt, ein
Heimweh. „Ich möchte ein paar Monate wieder dabeim
sein“, sagt er. „Ich möchte meine Mutter und meine Freunde
wiedersprechen. Amerika war unendlich freundlich zu mir, und
ich bin stolz und glücklich, daß ich die Erwartungen, die man
auf mich gesetzt hat, erfüllen konnte. Ich liebe Amerika und
das amerikanische Volk, doch die Heimat ruft unwiderstehlich.“



Emil Jannings, der größte
deutsche Charakterdarsteller des
Films, weilt nach zweieinhalb-
jähriger Tätigkeit in Amerika auf
einige Monate zu Besuch in
Deutschland.

(Phot.: Paramount)

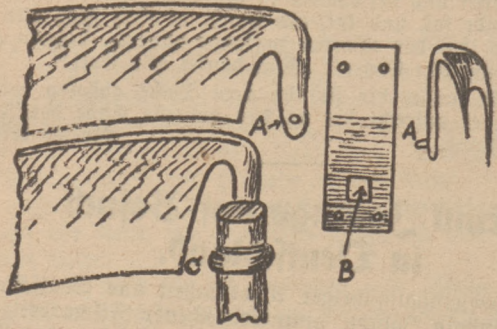
Der Briefmarkensammler.

Diebesfichere Marken. Chinesische Marken haben in den
letzten Jahren besondere Aufdrucke des Namens der Pro-
vinz erhalten, für die sie bestimmt sind. Es soll dadurch
vermieden werden, daß geraubte Marken in anderen Pro-
vinzen Verwendung finden. Den gleichen Zweck verfolgt
eine neue Maßnahme der Vereinigten Staaten, wo in Kürze
gleichfalls die Marken einen Aufdruck des betreffenden
Staates erhalten werden, in dem sie verwendet werden.

Das Staatswappen der Tschechoslowakei ist auf einer
neuen Ausgabe der niedrigen Freimarke dieses Lan-
des dargestellt. Die Marken sind in dem gleichen Tiefdruck-
verfahren wie die höheren Wertstufen hergestellt und wirken
in dieser Ausführung sehr ansprechend. Die einzelnen
Werte lauten über 20, 25, 30 und 40 Heller und sind wie
bisher einfarbig.

Wie kann man die Sense haltbarer machen?

Das am Sensenstab befindliche Loch wird durch die Warze an der Hamme nach längerem Gebrauch oft zu groß, und dann bleibt die Sense schwerlich in ihrer Stellung. Man kann nun diesem Uebelstand abhelfen, wenn man eine der Brettle des Sensenstabes angepaßte Eisenplatte nimmt und



auf dem Stabe mit Holzschrauben befestigt. Das Loch B der Eisenplatte (vgl. die Abbildung hier!), in das die Warze A an der Hamme reißt, muß natürlich der Hamme passend eingeschlagen werden. Dann kann sich das Loch im Laufe der Zeit nicht mehr vergrößern. Das Sensenblatt wird in der üblichen Weise mit einem Ring (C) am Stab befestigt.

Dipl.-Landwirt P a u l.

Die Mutterliebe des Känguruhs.

Sehr günstige Resultate sind in der letzten Zeit mit der Känguruhzucht in Australien erzielt worden. In den Zuchtanstalten hat man oft Gelegenheit, die Mutterliebe dieser merkwürdigen Beuteltiere zu beobachten. Das Känguruh trägt sein Junges in einer Tasche. Wie lange die Mutter ihre Kinder dort mit sich schleppt, kann man trotz scharfer Beobachtung noch immer nicht genau sagen, man weiß nur, daß selbst größere Känguruhs, die schon ganz gut laufen und springen, in Fällen der Gefahr Zuflucht im Beutel der Mutter suchen. Wenn es sich um die Verteidigung ihrer Jungen handelt, benimmt sich die Mutter sehr heldenmütig. Ein australischer Jäger erzählt darüber folgende Geschichte:

Eine Jagdgesellschaft hatte eine Truppe Känguruhs überfallen, obwohl die älteren männlichen Tiere wie immer wachsam auf der Lauer lagen. In wilder Flucht verschwand die aufgeschreckte Herde im dichten Wald, wobei die ältesten unter den Jungen hinter ihren Müttern davonrannten. Doch ein junges Känguruh, ungefähr acht Monate alt, vermochte der Truppe nicht mehr zu folgen und blieb immer mehr zurück, so daß die Entfernung zwischen ihm und den Verfolgern stets kleiner wurde. Da verließ die Mutter die Herde und kehrte zurück, um das junge Tier in ihren Beutel zu stecken. Daran muß das Junge schon seit mehreren Wochen nicht mehr gewöhnt gewesen sein, denn bloß mit der größten Mühe vermochte es seinen Körper in den Beutel zu zwingen. Das verursachte einen langen Aufenthalt. Mit gewaltigen Sprüngen eilte die Mutter dann der Truppe nach, aber sie konnte sie doch nicht mehr erreichen, weil die Last im Beutel sie zu sehr behinderte. Ihre Sprünge wurden stets kleiner, ihre Bewegungen erschöpften. Selbsterhaltungstrieb und Mutterliebe rangen miteinander in einem schweren Kampf. Endlich, nachdem es noch zwei ermüdende Meilen zurückgelegt hatte, setzte sich das Muttertier auf die Hinterbeine, neigte den Körper vornüber und zog seine Muskeln betart zusammen, daß das Junge den Beutel verlassen mußte. Befreit von seiner Last, setzte das Känguruh mit Riesensprüngen der Truppe nach, ohne sich um das Junge zu kümmern. Aber bald machte sich der mütterliche Instinkt von neuem geltend. Plötzlich drehte es sich um, rannte zum Jungen zurück, stellte sich davor und wartete in entschlossener Haltung die Ankunft der Jäger ab. Diese aber, die alles gesehen hatten, riefen ihre Hunde zurück und ließen Mutter und Kind am Leben.

Bedenktag.

28. Mai. Zum 60. Geburtstag Paul Grabeins. Am 28. Mai kann Paul Grabein, einer der fruchtbarsten unserer Romanschriftsteller, seinen 60. Geburtstag feiern. Er ist in Posen geboren, war längere Zeit als Redakteur tätig und wirkt jetzt als Ministerialrat im Reichsarbeitsministerium in Berlin. Mit gutem Geschick hat er stets fesselnden Stoff für seine unterhaltenden Romane zu finden gewußt. Im Anfang war es das Studentenleben, das er in einigen Romanen („O alte Burschenherrlichkeit“

(1901), „Du mein Jena“ (1903) und auch von der Bühne in dem Schauspiel „Frei ist der Burck“ (1904) zur Geltung brachte. Dann entdeckte er für sich die Hochgebirgswelt in den Romanen „Das stille Leuchten“ (1905) und „Firnensrauch“ (1906). In das Milieu des Bergmannslebens führen „Dämonen der Tiefe“ und „Die Herren in der Erde“. Seinen größten Erfolg aber hatte Grabein wohl, als er 1913 den Roman aus den Freiheitskriegen „Die Flammenzeichen rauchen“ schrieb.

28. Mai. Zum 150. Geburtstag Thomas Moores. Der Name „Call- Rookh“ ist in seiner reizvollen Fremdartigkeit manchem Literaturfreund wohl noch gegenwärtig. Aber sein Dichter ist uns nicht mehr das, was er der Generation eines Byron oder eines Freiligrath war. Thomas Moore ist am 28. Mai 1779 in Dublin geboren. Als Student war er befreundet mit jenem irischen Freiheitshelden Robert Emmet, dessen Gestalt vor kurzem der „Gneisenau“-Dichter Wolfgang Gög auf die Bühne gebracht hat. 1799 kam er nach London, wo er sich als Uebersetzer Anacreons und Verfasser anacreontischer Gedichte bald einen Namen machte. Einflußreiche Gönner verschafften ihm einen Posten als Beamter auf den Bermuda-Inseln, die er aber bald wieder verließ, um durch die Vereinigten Staaten und Kanada nach London zurückzukehren. Er war befreundet mit Byron, machte Reisen nach Italien und Paris und lebte auf seinem kleinen Landstift Sloperton-Collage in Wiltshire, wo er am 25. Februar 1852 starb. Als Liederdichter und Satiriker hat er seinen Platz in der englischen Literaturgeschichte. Populär wurden seine „Irish Melodien“, die zum Teil Ferdinand Freiligrath übersetzte. Dann vor allem die schon erwähnte persische Dichtung „Calla Rookh“ (1817), die in fast alle europäischen Sprachen übersetzt wurde. Sein wichtigstes Prosawerk waren die „Briefe und Tagebücher Lord Bryons mit Notizen über sein Leben“. Als Goethe 1824 Edermann das Studium des Englischen empfahl, nannte er ihm Thomas Moore neben Lord Byron und Walter Scott. Und noch 1831 lobt er die schriftstellerischen Fähigkeiten Moores, dessen Gedicht „Auf eine schöne Ostindierin“ Hebbel bewunderte.

Aus aller Welt

27 794 deutsche Bücher im Jahre 1928. Im Jahre 1928 wurden von deutschen Verlagen 27 794 Werke an Neuerscheinungen und Neuauflagen herausgebracht (gegenüber 31 026 im Jahre 1927 und 28 182 im Jahre 1913). Unter den 22 951 Neuerscheinungen befinden sich 4491 belletristische, 1697 technische und 1662 juristische Werke. Mit Theater, Tanz und Musik befaßten sich 676, mit Kunst und Kunstgewerbe 568 Bücher. Von den 1477 Uebersetzungen aus fremden Sprachen entfallen 542 auf englische, 228 auf französische und — infolge des Tolstoi-Jubiläums — 176 auf russische Werke.

Zolas Briefe an Labori. Fernand Labori ist als mutiger Verteidiger Zolas aus dem Dreyfuß-Prozeß bekannt. Der Advokat hatte es stets abgelehnt, die Briefe zu veröffentlichen, die ihm Zola während des Prozesses geschrieben hatte. Er hatte indes öfters die Absicht geäußert, die Briefe in einem der Dreyfuß-Affäre gewidmeten Buche zu veröffentlichen. Labori starb, ehe er diesen Plan ausführen konnte. Auf die Bitten der Erben Zolas hat nun die Witwe Laboris diesen die Korrespondenz übergeben. Die Briefe werden jetzt herausgegeben werden und als besonderer Teil in der Gesamtausgabe von Zolas Werken erscheinen.

Ein Zarenpalast als Hotel. Das berühmte Peterhofpalais in Petersburg wird infolge der angekündigten Ankunft zahlreicher Touristen zu einem Touristenhotel umgebaut werden. In einem Flügel des Palastes soll jedoch ein erstklassiges, mit allem Komfort ausgestattetes Luxushotel eingerichtet werden.

Das Inselgrab des Seemalers. Im Mittelländischen Meer, etwa fünf Seemeilen von Marseille entfernt, liegt eine winzig kleine Insel. Diese Insel ist von der Witwe eines französischen Malers, der hauptsächlich Seebilder gemalt und der das Meer unendlich geliebt hatte, vom Staat gepachtet und von der Frau als Grabstätte für ihren Mann ausgebaut worden. Ein großes steinernes Kreuz überragt die Insel. Die Frau fährt jeden Sonntag in ihrem eigenen Boot auf die Insel. Kein Fremder hat die Insel betreten dürfen, seitdem sich das Malergrab dort befindet.

Ein fünfundsechzigstöckiger Wolkenkratzer. Die amerikanischen Baumeister versuchen einander mit immer höher werdenden Gebäuden zu übertrumpfen. So sind jetzt Pläne für einen Hotelbau in Brooklyn ausgearbeitet worden, die ein fünfundsechzig Stockwerk hohes Gebäude vorsehen. Der Kostenschlag für dieses kleine Haus beträgt fünfzehn Millionen Dollar.

Fröhliche Ecke.

Bayern. „Ist das hier eine private Streitigkeit oder darf man sich daran beteiligen?“

Schuld. „Was verargen Sie eigentlich Ihrer Schwiegermutter?“ — „Ihre einzige Tochter!“

Laufsprecher im Büro. „Sehn'se, den etuen Nachteil hat unser Radio, man kommt im Dienst kaum mehr zum Schlafen!“